



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

setzen will, um sich an einem Hefte Brahms'scher Lieder zu erfreuen, zunächst jedesmal mit dem Staatsanwalt zu drohen, wissen wir nicht; es paßt zu den übrigen Simrock'schen Geschäftsgepflogenheiten. Das aber wissen wir, daß Herr Simrock durch die unliebenswürdige Art, in der er sich dem Publikum gegenüberstellt und sich das Publikum, das er doch zum Freunde zu gewinnen suchen sollte, geiffentlich zum Feinde macht, sich und seinem Schützling Brahms in hohem Grade schadet. Brahms würde eine viel größere Verbreitung haben, wenn er einen andern Verleger hätte.

Leipzig

G W

Hören und Lesen. Der Volksmund ist doch sehr lehrreich; wer nur öfter Gelegenheit hätte, ihn zu belauschen. Sizen da zwei am Bierische, und einer sagt zum andern: „Wie stehts denn eigentlich jetzt mit dem Herbst Bier? Wird denn das noch viel getrunken?“ worauf der andre erwidert: „Nu eben, davon liest man gar nichts mehr.“ Liest man! Wer hätte sich vor dreißig Jahren so ausgedrückt? Da hätte doch jeder gesagt: „Davon hört man gar nichts mehr.“ Der Mann hat aber ganz Recht. Das Lesen, insonderheit die nichtsnützige Tageszeitungsleserei, ist für den gewöhnlichen Menschen so sehr die Quelle geworden, aus der sein geistiges Besitztum stammt, daß, wenn er von einer Sache keine Kunde hat, er gar nicht anders sagen kann, als: „Davon liest man nichts.“ Es ist das auch ein Beitrag zur Kennzeichnung des papiernen Zeitalters, so gut wie der „papierne Stil.“

Unentwegt — eine sehr beliebte Neubildung, aber kein gutes Deutsch. Wir schlagen dafür vor: Ochsenmäßig. Den Sinn dürfte es in den meisten Fällen treffen.



## Litteratur

Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwicklung. Von Ernst von Bunsen. In 2 Bänden. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889.

Das vorliegende Buch gehört so sehr der gelehrten Forschung an, daß wir an eine entsprechende Beurteilung hier nicht denken können. Der Verfasser setzt voraus, daß allen schriftlichen Aufzeichnungen eine mündliche, geheim fortgeplante Ueberlieferung vorhergegangen sei. Diese sucht er durch sprachliche, antiquarische und mythische Vergleichen zu ermitteln, um einen annehmbaren Zusammenhang unter den scheinbar entlegenen Materialien herzustellen, wobei er in erster Linie dem alttestamentlichen Kulturzusammenhang nützen will. Der Verfasser berührt sich in manchen Stücken mit den wissenschaftlichen Bestrebungen seines Waters Josias von Bunsen, hat aber eine noch größere Fülle gelehrter Kenntnisse über den Orient gesammelt.

Wer dem Verfasser nachrechnen will, muß gleichmäßige Kenntnisse mitbringen. In Deutschland haben wir das vorherrschende Interesse, die Methode des neuen Werkes zu erwägen, um daraus auf die Sicherheit der Ergebnisse zu schließen.

bleiben wir bei diesem Punkte stehen, so sind wir äußerst bedenklich. Wir haben ganz denselben Eindruck, wie bei gewissen Schriftstellern der vergleichenden Mythologie, z. B. Bastian. Da wird, um ein Ergebnis zu gewinnen, jeder ferne Anklang eines Wortes, jede Andeutung eines europäischen, amerikanischen und asiatischen Schriftstellers oder einer Inschrift fröhlich herangezogen; man kann nie sicher sein, wovon auf der nächsten Seite die Rede sein wird. Ueberall wird die Möglichkeit eines Zusammenhanges in eine größte Wahrscheinlichkeit, ja in eine angeblich bewiesene Wahrheit verwandelt. So kommt der Darsteller, besonders wenn er ein geistreicher und kenntnisreicher Mann ist, zu interessanten Ergebnissen, die aber für denjenigen wenig Ueberzeugendes haben, der die Unsicherheit der Quellen kennt und auf strenge Methode der Forschung Wert legt. Das ist unser nächster Eindruck, und wir fürchten, daß die Fachleute uns darin beistimmen werden. Wir wollen aber doch eine kleine Vorstellung von den „Ergebnissen“ einiger Kapitel geben.

Der Garten Eden der Genesis ist ursprünglich an den Flüssen Indus, Oxus, Jaxartes und Tarim liegend gedacht, später nach Westen (Euphrat und Tigris) verlegt worden (S. 16). Bei Gelegenheit der Schlange im Paradies heißt es: „Die Nichtariern, die nichtweißen oder dunkelhäutigen Menschen, wurden von den Ariern gehaßt wie Schlangen“, und im Namen Gottes wurde den Ariern bei Todesstrafe verboten, Heiraten mit jener Rasse einzugehen. Der schwarzhäutige Mann, der Schlangemensch, der schwarzköpfige Adam, drang in das Paradies der Arier ein. Zudem ein schwarzhäutiger Mann eine weiße Frau heiratete, verursachte er einen physischen Fall unter den Ariern; der Adam ist die redende Schlange (S. 25). Eva ist das Sinnbild des Baumes des Lebens und zugleich Vertreterin einer höhern, der arischen Kultur, vor allem der Ueberlieferung von der geistigen Kraft im Menschen, welche die Erkenntnis des Guten und Bösen ermöglicht. Was Kain als „Zeichen“ von Gott bekam, war wahrscheinlich die Beschneidung (S. 41). Die Geschlechtsregister in Genesis 4 und 5 deuten auf eine obere und untere Rasse; in dem einen Register ist Gott Jahva, in dem andern Seth. Die Adamiten (Schwarzköpfe) gehören zu der hamitischen schwarzen Urbevölkerung, die Sethiten zur weißen höhern japhetischen Rasse, zu den „Männern von hohem Grade“ (S. 60). Die „Hütten Sems“, die Japhet bewohnen sollte, deuten an, daß die Ureinwohner des untern Mesopotamien (Knecht Ham) durch die Japhetiten aus dem Kaspiischen Meer und Baktrien unterjocht worden sind (S. 65). Die Namen der drei Söhne Noahs beziehen sich auf drei verschiedene Hautfarben der Menschen, die braunen „Semiten“, aus einer Verbindung von Ariern und Nichtariern (Hamiten) hervorgegangen, wurden durch die medo-chaldäische Einnahme Babylons (2458 vor Chr.) zu politischer Bedeutung erhoben. Die unterjochten hamitischen Sumer, die aus Indien gekommen waren, mußten den japhetischen aus Baktrien stammenden Erobern, den Akkad, dienen (S. 86). Mit diesen Proben der Bunfenschen Ergebnisse dürfen wir uns hier wohl begnügen.

Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache von Adolf Socin. Heilbronn, Henninger, 1888.

Da zu einer abschließenden Geschichte der deutschen Sprache die Zeit noch nicht gekommen scheint, muß auch ein Versuch mit Dank aufgenommen werden, der durch Zusammenstellung der Zeugnisse, die uns über das Verhältnis der Schriftsprache und der Mundarten unterrichten, für jene höchste und schwierigste Aufgabe eine Vorarbeit bieten will. Ob die vorliegende Sammlung alle wichtigeren

Urkunden enthält, ob die einzelnen Zeugnisse in ihrem verschiedenen Werte richtig geschätzt und gedeutet sind, ob durch die Beleuchtung, in die sie gerückt werden, auch ein Licht auf Probleme fällt, die bisher vergebens der Beantwortung geharrt haben, diese und ähnliche Fragen zu beantworten, ist Sache der Fachblätter. Doch will es uns dünken, als verlange eine solche Aufgabe, soll ihre Behandlung auch den Gelehrten befriedigen, die Kraft eines Forschers, der sich bereits länger und vielseitiger auf dem Gebiete der deutschen Sprachgeschichte bethätigt hat. An hingebendem Fleiße hat es Socin nicht fehlen lassen, ja hierin scheint des Guten eher bisweilen zu viel gethan zu sein, denn die Breite in der Behandlung, in die der Verfasser oft verfällt, muß den Laien eher verwirren, als daß sie ihm zu voller Klarheit verhülfe. Und für den Laien, d. h. den wissenschaftlich gebildeten Freund der deutschen Sprache überhaupt, nicht bloß für den Fachgelehrten, den die Unständlichkeit in der Darlegung fremder Ansichten oft ungeduldig machen kann, ist das Buch doch bestimmt. Hierfür spricht die Haltung in der Darstellung, sowie die ganze Anlage, worin, wie bei Kluges bekanntem Buche, die Form abgeschlossener Bilder angestrebt wird. Aber trotz dieser Gruppierung des Stoffes, in dessen Reichhaltigkeit ein vollständiges Inhaltsverzeichnis einen guten Einblick gewährt, dürfte sich ein nichtgelehrter Leser durch die aus urkundlichen Zeugnissen und Auszügen einer reichen gelehrten Litteratur sowie eignen und fremden Meinungen zusammengewobene Darstellung nur selten zu voller Klarheit und sicherem Gewinn hindurcharbeiten. Einzelne Abschnitte, z. B. im dritten Teile, wo der Verfasser fast nur das Amt des Excerptors übernommen hat (Schriftsprache und Dialekte im 19. Jahrhundert), wo er aber Ergebnisse eigener Forschung bietet, wird der Laie mit Vortheil und Genuß lesen, obwohl auch da die Darstellung knapper, schärfer und abgerundeter sein könnte. Als Ganzes ist das Buch zu schwerfällig, und in seinen Ergebnissen nicht zuverlässig genug, um denen als Lektüre empfohlen werden zu können, die an dem Gebotenen keine Kritik zu üben vermögen. Dagegen werden alle diejenigen es dankbar aufnehmen, die ein gewisses wissenschaftliches Verhältnis zu unserer Muttersprache haben; besonders die Lehrer des Deutschen an höheren Schulen, denen die von Socin verwertete Litteratur nur zum Theil bekannt oder schwer zugänglich ist, dürfte seine Arbeit als wertvolle Quellenansammlung ansehen und vielfache Belehrung daraus ziehen können.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch. 14. Aufl. Nach der von Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Fernau, 1888.

Ein Buch, das Friedrich Rückert in Pflege gehabt hat, ist schon gut empfohlen. Aber auch die neue Bearbeitung hat der Verleger den besten Händen anvertraut; denn Lyon, der in der vorigen Auflage bereits die letzten Böpfchen, die dem Buche noch anhängen, mutig abgeschnitten hat, besitzt nicht nur die nötigen Sprachkenntnisse und feine, scharfe Beobachtungsgabe, sondern weiß auch die wohlerrungenen Begriffsklärungen geschmackvoll abzufassen und durch sorgsam gewählte Beispiele anziehend zu machen. Dem Deutschen, der zur vollen und sichern Beherrschung seiner Muttersprache gelangen will, sowie dem Ausländer, der zu einem tiefern und feinern Verständniß unsrer schwierigen und reichen Sprache vordringen möchte, wüßten wir unter den vielen ähnlichen Hilfsmitteln gegenwärtig kein besseres zu empfehlen. Die Zahl der Artikel ist in dieser Auflage um ein Viertel vermehrt worden, und ohne den Preis zu erhöhen, hat der Verleger außerdem für eine vortreffliche Ausstattung Sorge getragen.

Ein Werk, das sich Lyon für die an rechter Stelle eingeflochtenen etymologischen Belehrungen selbstverständlich nicht hat entgehen lassen, liegt uns nun auch wieder in neuer Auflage vor, das

Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge.  
Vierte verbesserte Auflage. Straßburg, Trübner, 1888.

Der glänzende Erfolg, den dieses Werk — binnen sechs Jahren vier Auflagen! — errungen hat, ist wohlverdient. Wer über Herkunft, Verwandtschaft und Bedeutungswandel der deutschen Worte Auskunft sucht, darf sich der ebenso besonnenen wie kundigen Führung Kluges anvertrauen, der mit dieser neuen Bearbeitung ein wahres Kunstwerk geschaffen hat. Die Klage, daß es uns Deutschen bei aller Gelehrsamkeit an einem praktischen, aber dabei doch recht wissenschaftlichen Ratgeber dieser Art fehle, muß nun verstummen. Und wer es versteht — an der Hand Kluges kann es jeder Ungelehrte hier lernen — zwischen den Zeilen zu lesen, vor dessen geistigem Auge thut sich in den knappen, aber inhaltsreichen Artikeln ein weiter und breiter Ausblick auf in das ganze Kulturleben unsrer germanischen und indogermanischen Vorzeit, soweit die Sprache überhaupt die Geschichtsschreibung hier ersetzen kann.

Eine freilich ganz bescheiden gemeinte Ergänzung zu jedem deutschen Wörterbuche, die der bloßen Neugier ebenso wie einem ernsthafteren wissenschaftlichen Interesse des Gebildeten entgegenkommt, liegt vor in einem hübschen Büchlein, betitelt:

Die *Pariaas* unsrer Sprache. Eine Sammlung von deutschen Volksausdrücken  
von Dr. Franz Söhns. Heilbronn, Henninger, 1888.

In behaglichem Blandertone, der ein größeres Publikum für ein anziehendes Thema zu fesseln weiß, befaßt sich der in sprachlichen Dingen wohlberatene Verfasser mit einer Gesellschaft von etwa 600 Wildlingen, wie sie sich in der Umgangssprache auch der Gebildeten herumtreiben. Es sind Volksausdrücke, „die nur zum geringsten Teile in die Schrift- und Litteratursprache, selten auch nur in die Wörterbücher gedrungen sind“, Wörter und Wendungen, die „überall geringschätzig behandelt und den feineren Worten der Schriftsprache nirgends für gleichberechtigt gehalten werden“, kurz gesagt, etwa das, was dem Engländer sein *slang* umfaßt; weil sie sozusagen auf einer tiefern gesellschaftlichen Stufe stehen, hat sie der Verfasser *Pariaas* genannt. Wörter, wie *forisch*, *futsch*, *Rummel*, *dämisch*, *absocken*, *Dufel*, *sich abmarachern*, *Stromer*, *Quatsch* u. ä. werden hier ins Verhör genommen, und der Paß, den diese ungeleckten Burschen aufweisen, spricht sie nicht selten der deutschen Heimat zu, während andre zum Teil scharf ausgeprägte Züge hoher Vergangenheit tragen und sich der Herkunft nach durchaus ebenbürtig ihren indogermanischen Namensvettern anreihen. Nicht im trocknen Tone eines Wörterbuchs, sondern in kurzweiliger, lebensvoller Einkleidung setzt der gewandte Anwalt diese Landstreicher unsrer Muttersprache vielfach in ihre Heimatsrechte ein. Daß nicht alle Aufstellungen des Herausgebers über jeden Zweifel erhaben sind, mag erwähnt werden, doch hat er sich von bloßen Einfällen, soviel wir sehen, freigehalten. Sedenfalls wird auch dem Laien das Büchlein viel Vergnügen machen.

Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Von Adolf Stern, Professor der Litteraturgeschichte am kgl. Polytechnikum zu Dresden. Stuttgart, Neiger, 1888.

Dieses in Lieferungen binnen Jahresfrist erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es ist damit für das kommende Jahrzehnt nicht bloß in litterarischer, sondern auch in gesellschaftlicher Beziehung eine bedeutsame Leistung gegeben, die

nach beiden Seiten hin beurteilt werden will. Nach einem solchen Buche greift in Deutschland, dem Lande der gelehrten Bildung, jedermann, meist um so zu urteilen, wie da geurteilt ist, und das zu kennen, was ihm da vorge stellt wird. Für das heranwachsende Geschlecht pflegt ein solches Buch von unermesslicher Bedeutung zu sein, namentlich gegenwärtig, wo die Kreise der Volksbildung sich immer mehr ins Unbegrenzte ausdehnen und sich der Bestimmung durch eine führende litterarische Gesellschaft, wie es noch nach dem klassischen Zeitalter einige Zeit möglich war, völlig entziehen. Der gute oder schlechte Same eines solchen Buches trägt daher nach beiden Seiten tausendfältige Frucht: es kann die litterarische Bildung, ja Anlage — man halte das für keine Uebertreibung! — eines ganzen Geschlechts geradezu versuchen, wie wir das an mehreren „gangbaren“ Produkten des litterarisch-historischen Büchermarkts, besonders an ihrem Musterbilde, dem hoffentlich auch litterarisch begrabenen Scherr, mit Schrecken bemerken können; oder es kann es fördern, heben, Unberufene abschrecken, Berufene auf den rechten Weg lenken, wie wir es im Gegensatz zu jenen Büchern von dem vorliegenden erwarten. Gemeinplätze der Halbbildung, Parteischlagworte, lächerliche und billige Paradoxien, Zoten und fader Ulf, der die leichtesten Köpfe zum Mitsprechen anregt, ernstern Naturen die Litteratur als eine Beschäftigung von und für Narren erscheinen läßt, bilden hier nicht die Würze für einen sonst inhaltleeren, wissensarmen und gedankenlosen Konversationslexikonsauszug. Der Verfasser ist ein ebenso allseitig unterrichteter wie feinsinniger Gelehrter, der in Darstellung und Auswahl durch schöpferisches Talent aufs glücklichste unterstützt wird. Selbständig steht er seinem Stoffe gegenüber, kurze, treffende Auszüge aus den Ergebnissen der Einzel Forscher auf allen Gebieten zeigen sein Werk auf der Höhe der Wissenschaft. Was gleichwohl sein hervorragender Charakter ist und uns am wohlthueendsten an ihm berührt, ist sein künstlerisches Gepräge. Die Dichtung, der Grundstock der Litteraturen, erscheint hier wieder einmal als das, wofür man sie nachgerade anzusehen verlernt hat, als Kunst. Im ganzen erinnert es uns daher in seinem Fache an eine Erscheinung der Geschichtschreibung auf einem andern künstlerischen Gebiete, an Bübkes Kunstgeschichte, deren Erfolg wir ihm daher wohl zusprechen dürfen und aufrichtig wünschen. Die Ausnutzung des gegebenen Umfangs ist namentlich in der neuern Litteratur musterhaft. In Litteratur- und Kunstgeschichte sind die duzendbändigen Werke in Deutschland wenigstens nicht eingeführt. Franzosen und Italiener lieben sie gerade auf diesen Gebieten, nehmen aber viel Tiraden und Geschwätz mit in den Kauf. Stern beleiht sich trotz der notwendigen Kürze anregender Darstellung. Trockne Aufzählung wird nur in besondern Fällen — des Nachschlagens halber — für nötig gehalten. Auswahl und Urteil zeigen gleichermaßen die objektive, künstlerisch aufnehmende Natur des Verfassers. Mitunter wäre der Kritiker und der richtende und gruppierende Historiker anders zu Werke gegangen. Das Urteil derer, die z. B. in der allerneuesten Litteratur etwa noch mehr „Objektivität“, d. h. hier in ihrem Sinne Urteilslosigkeit fordern mögen, braucht Stern wahrlich nicht zu fürchten. Sie pflegen sich bekanntlich aus den Reihen der in diesem Falle nicht Objektiven, der Schriftsteller der Kürschnerschen und Hinrichsenschen „Weltlitteratur“ zusammenzusetzen. Sonntagsfeuilletonisten mag es z. B. ärgern, daß der Einfluß Heines kein segensreicher genannt wird und unter den von Platen und Zimmermann gesetzt wird, obwohl jener *beauté de diable* der deutschen Dichtung sonst vollste Gerechtigkeit und Anerkennung wird. Wenn Heine keine andre Nachfolge gehabt hätte als die „Feuilletonist“, so wäre sein Einfluß schon gerichtet. Aber er erstreckt sich noch auf bedenklichere Seiten der zu überwindenden Litteraturperiode.

Leider scheinen Druckfehler in Namen von Autoren und Werken nicht durchaus vermieden zu sein. Wir merken hier an: S. 214 Fablau (Fabliau, gerade bei Einführung dieses Ausdrucks). S. 242 Geroschin (Zeroschin). S. 297 Dominici (Dominici). S. 310 Schauspiel (Schachspiel; Werk des Hier. Vida), ebenda Boccadelli (Beccadelli). S. 326 Buonarroti (Buonarrotti). S. 405 wohl Marinismus für Manierismus. S. 814 Raister (Raistner).

Deutsche Maler von A. J. Carstens an bis auf die neuere Zeit. In einzelnen Werken kritisch geschildert von Hermann Becker. Bearbeitet und herausgegeben von Hermann Becker dem Jüngeren. Leipzig, Reißner, 1888.

Es würde allgemein von Vorteil sein, wenn wir öfter Gelegenheit hätten, gebildete Künstler über ihre Kunst sprechen zu hören. Aber bekanntlich weichen heutzutage zahlreiche Künstler geflissentlich allen Gelegenheiten, sich höhere Bildung anzueignen, aus; manche scheinen zu glauben, Verachtung von Vernunft und Wissenschaft gehöre zu ihrem Berufe, oder das „Genie“ ersetze alles, oder die Produktivität leide unter dem Lesen und Denken. Andern ist die Gabe versagt, ihre Gedanken in Worte zu fassen. Noch andre nehmen sich keine Zeit dazu. Erscheinungen wie Semper und Ludwig Richter bleiben Ausnahmen. Sehr oft kann die schriftstellerische Thätigkeit eines Künstlers als ein Zeichen betrachtet werden, daß seiner Berufswahl eine Selbsttäuschung zu Grunde gelegen hat. In Kopisch und Reinick war ohne Zweifel die dichterische Begabung stärker als das Talent zum Malen, neuere Beispiele werden jedem Leser sofort einfallen. Auch Hermann Becker gehörte ohne Zweifel in diese Zahl, während der Sohn hoffentlich den Meißel besser zu handhaben weiß als die Feder. Leidensgeschichten, wie die des Vaters, würden sich unzählige berichten lassen, und man möchte den vorliegenden aufmerksame Leser auch in den Kreisen wünschen, die das Kunstunterrichtswesen zu überwachen haben. Wie viele bedauernswerte Jünglinge läßt man ihre schönsten Jahre unter fruchtlosem Bemühen in einer Akademie verfristen, anstatt ihnen bei Zeiten klar zu machen, daß Freude an der Kunst allein nicht hinreicht, um ein Künstler zu werden, und daß sie noch werden von Glück sagen können, wenn sie einmal als Zeichenlehrer ihr kümmerliches Brot finden. Der Hamburger Kaufmannssohn Hermann Becker konnte erst nach des Vaters Tode, mit einundzwanzig Jahren, seinem Herzenswunsche folgen, aber ein Jugendfreund sprach schon damals die Ueberzeugung aus, daß eine wissenschaftliche Laufbahn der Begabung Beckers mehr entsprochen hätte. Er wandte sich nach Düsseldorf, das damals — 1839 — die Blütezeit seiner Kunstschule sah. Die älteren Romantiker und die Anführer der jüngeren, die auch Augen für die Wirklichkeit hatten, kennt alle Welt, aber von all den Genossen Beckers, die da namhaft gemacht werden, haben es eigentlich nur Leuze und Karl Hübner zu Beachtung gebracht. Daß bei ihm selbst das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können sehr bald hervorgetreten ist, geht aus den sehr breiten Schilderungen aus seiner Studienzeit deutlich genug hervor. Und so erfüllt die Jahrzehnte ein unermüdliches, erfolgloses Ringen. Seine Bilder finden keine Käufer, sein Vermögen verschwindet in einem Bankrott, und in der Künstlerschaft, um die er sich durch Anregung der Bildung einer deutschen Kunstgenossenschaft und der Schritte zum Schutze des geistigen Eigentums an Kunstwerken große Verdienste erworben hatte, brachen Spaltungen und Feindschaften aus, unter denen er persönlich litt. Seine Klagen darüber enthalten eine bemerkenswerte Stelle. „Ist ein Künstler ein wissenschaftlicher, litterarischer Mann, so ist er ein schlechter Künstler — per se, denn alle Praktiker, welche weder

wissenschaftlich noch litterarisch befähigt sind, müssen natürlich solche Kapazitäten perhorresziren, um sich nicht selbst herabzusetzen.“ Ihm erwarb aber die Schriftstellerei das tägliche Brot, das ihm die Kunst schuldig blieb. Aus der höchsten Not rettete ihn 1866 eine feste Anstellung bei der Kölnischen Zeitung, mit der er schon länger in Verbindung gestanden hatte. Zwanzig Jahre lang hat er dort das kritische Amt verwaltet, ernst und anregend. Wahrscheinlich sind die vorliegenden Abhandlungen zuerst für die Zeitung verfaßt worden — der Herausgeber läßt uns darüber im Unklaren. Ein eigentliches Geschichtswerk darf man unter diesen Umständen nicht erwarten, aber für den Geschichtschreiber wie für den Kunstfreund enthalten namentlich die aus der Gegenwart heraus, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Schöpfungen niedergeschriebenen Betrachtungen sehr schätzbares Material. Vielfach erfreut das sichere, von der späteren Zeit bestätigte Urtheil über neue Erscheinungen, so z. B. um die Lebenden aus dem Spiel zu lassen, über Makart bei seinem ersten Auftreten mit den „Modernen Amoretten“, die auf andre Kritiker förmlich sinnverwirrend wirkten. Die Stelle ist zu lang, um sie ganz hierher zu setzen. Nachdem er die Bilder sehr glücklich charakterisirt, auch des Malers Virtuosität gebührend anerkannt hat, sagt Becker: „So haben denn diese Bilder auch unter den Künstlern Bewunderung gefunden. Sie wird hoffentlich nicht weiter, nicht zur Nachahmung wirken, denn in der That ist diese Malerei gar keine wirkliche Kunst mehr, sondern ein übermüthiges Spiel, welches durch seine dreiste Sicherheit einer gewissen Anmut nicht entbehrt, aber doch nur einen blasirten und verdorbenen Geschmack länger als auf einen Augenblick reizen kann. Wo ist des Verdienst eines glänzenden Kolorits, welches sich an gar keine Bindung des gegebenen Objekts bindet, sondern Farben nur der Farbe wegen hinsetzt u. s. w.“ So dem gesunden Menschenverstande das Wort zu lassen, dazu gehörte damals ein gewisser Mut.

Die in Ausstellungsberichten herkömmlichen bloßen Aufzählungen von Namen, deren Träger mitmarschieren, ohne sich besonders hervorzuthun, hätten bei dem Wiederabdruck der Aufsätze wegbleiben können; das Buch würde dadurch nur an Umfang, aber nicht an Wert eingebüßt haben.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig